

Band 203

BASTEI

Alpengold



– Sissi Merz –

Lang sind die Tage, einsam die Nächte

Lenis Schicksal hieß warten und hoffen

BASTEI ENTERTAINMENT

Inhalt

[Cover](#)

[Impressum](#)

[Lang sind die Tage, einsam die Nächte](#)

[Vorschau](#)

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
der beim Bastei Verlag erschienenen Romanheftausgabe

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG
© 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Verlagsleiter Romanhefte: Dr. Florian Marzin
Verantwortlich für den Inhalt

Titelbild: Anne von Sarosdy / Bastei Verlag

Datenkonvertierung E-Book:
Blickpunkt Werbe- und Verlagsgesellschaft mbH,
Satzstudio Potsdam

ISBN 978-3-7325-1767-1

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

www.bastei.de

Alpengold



Lang sind die Tage, einsam die Nächte

Lenis Schicksal hieß warten und hoffen

Von Sissi Merz

Längst taucht der Herbst das Bergland in seine goldenen Farben, und am Morgen benetzt schon der Tau Wiesen und Matten. Der hübschen Baumgartner-Leni, die hinter dem Küchenfenster steht, entfährt ein trauriger Seufzer. Längst wollte sie um diese Zeit mit Lukas, ihrer großen Liebe, vor den Traualtar getreten sein - doch noch immer heißt es: warten und sehnen. Denn erst wenn ihr Bruder seine Ausbildung beendet hat und heimkehrt, kann Leni den Schwalbenhof verlassen, um an ihrem eigenen Glück zu bauen ...

Aber alles kommt anders als gedacht, als Lukas nicht länger auf Leni warten mag und stattdessen beschließt, in der Fremde »nach seinen Wurzeln zu suchen«. Leni bleibt allein zurück - nur mit ihrem

kranken Vater als Gesellschaft und mit Max, dem jungen Knecht. Doch als sich auf dem Schwalbenhof die Ereignisse auf dramatische Weise überschlagen, zeigt Max sein wahres, furchterregendes Gesicht! Und da ist niemand in der Nähe, der Leni helfen kann ...

Die Sonne war gerade aufgegangen an diesem frischen Septembermorgen in Oberbach, einem kleinen Dorf, idyllisch am Fuße des Sonnwendjochs gelegen.

Noch lag der Nebel in den Senken und hüllte den tiefgrünen Föhrenwald ein, der sich zu beiden Seiten der schmalen, kurvenreichen Landstraße erstreckte. Weiter unten im Tal von Abwinkl ging dieser in einen gesunden Mischwald über, dessen Laubbäume sich bereits verfärbten, als erstes Zeichen der beginnenden dritten Jahreszeit.

Hier oben aber war der Bestand an Föhren seit über hundert Jahren nahezu unverändert geblieben. Der beinahe undurchdringliche Forst schien Oberbach in gewisser Weise vor der Welt zu verstecken. Folgte man der Landstraße bergan, dann öffnete sich unvermutet der Blick auf das Dorf.

Oberbach zählte an die hundert Seelen. Die meisten Familien lebten bereits seit Generationen hier. Das freie Bauerntum, einst eine der Säulen, auf denen der Freistaat Bayern fußte, hatte Tradition und wurde nach wie vor gepflegt.

Rund um den Markplatz scharten sich ansprechende Häuser im Gebirglerstil. Nichts wirkte aufgesetzt oder nur noch rein folkloristisch, wie es in Gegenden mit viel Fremdenverkehr häufig der Fall war.

Oberbach konnte mit einer kleinen Pension aufwarten. Die Reinbacher-Zenzi führte das Haus mit dem halben Dutzend Fremdenzimmern seit vierzig Jahren. Viele Gäste hatte sie freilich nicht, denn der Ort war in keinem Pauschalkatalog oder Reiseportal zu finden.

Oberbach war jedoch ein Geheimtipp unter Freeclimbern. Die Sportler kamen im Sommer gern her, denn an den meisten Steilwänden suchte man vergebens nach Haken oder anderen Steighilfen. Alles aber ursprünglich, darauf bestanden die Oberbacher, denn »modernes Graffel« kam ihnen nicht in ihre Natur. So gab

es auch keine Skilifte oder Hütten. Wintersport fand nur auf Loipen statt, die man selbst spüren musste, was wiederum eine kleine, aber treue Fangemeinde anzog.

Jetzt, im beginnenden Herbst, hatte Zenzi ihre Pension geschlossen und widmete sich der Ernte in ihrem großen Gemüsegarten hinter dem Haus. Und auch auf den Höfen rund ums Dorf wurde das eingefahren, was der liebe Herrgott den Sommer über hatte wachsen lassen.

Vier große Betriebe gab es im Umland von Oberbach, der größte und schönste Hof gehörte Ferdinand Baumgartner. Der Bauer führte den Erbhof in der dritten Generation. Das Anwesen lag sozusagen direkt vor den Toren des Dorfes.

Bevor man Oberbach erreichte, bog eine Privatstraße zum Schwalbenhof ab. Ferdinands Großvater hatte den Hof so nach den ersten Bewohnern benannt, die noch vor Mensch und Nutzvieh eingezogen waren: einer Familie Mehlschwalben. Der Name war kunstvoll auf dem Eichenbalken über der Haustür eingeschnitzt und dazu die Jahreszahl *1921*, das Jahr, in dem der Hof erbaut worden war.

Der Schwalbenhof bestand aus einem imposanten Haupthaus mit weiß gekalkter Fassade, Eichenfenstern, einem reich beschnitzten Balkon aus der gleichen, schweren Eiche wie auch die Haustür, einem mit Schindeln gedeckten, tief gezogenen Dach und lieblicher Lüftlmalerei, wie sie für die Gegend typisch war. Da fanden sich alle Heiligen, die Besitz und Bewohner beschützen sollten, dazu die himmlischen Heerscharen und, nicht zuletzt, die majestätische Spitze des Sonnwendjochs, das sozusagen vor der Haustüre des Schwalbenhofs lag.

Eingerahmt wurde das Haupthaus zu beiden Seiten von Scheune, Stall, Remise und Gesindehaus.

Der Wirtschaftshof war ordentlich gepflastert und wurde von einer mächtigen Kastanie beherrscht, die

Ferdinands Großvater beim Einzug als zartes Pflänzchen in die Erde gebracht hatte.

Der Baumgartner hatte an die fünfzig Stück Milchvieh im Stall stehen, dazu Schweine und Geflügel. Zum Hof gehörten ausgedehnte Ackerflächen, Weiden und Almen sowie ein Privatwald mit einer Mühle, die allerdings seit mehreren Jahrzehnten stillgelegt war.

Der Forst diente den Baumgartners nur noch zur eigenen Brennholzgewinnung und wurde sonst extensiv gepflegt. Man fand hier seltene Tier- und Pflanzenarten, worauf der Bauer recht stolz war. Seit Anfang des Monats rührten nun wieder die Kettensägen, die Holzknechte gingen ihrer Arbeit nach. Ferdinand hatte dafür extra zwei Kaltblutpferde im Stall stehen, die die gefälltten Stämme schonend aus dem Forst rückten. Er achtete darauf, dass die Natur seiner Heimat, der er sehr verbunden war, keinen Schaden nahm.

Auch die Landwirtschaft betrieb der Bauer seit beinahe dreißig Jahren auf nachhaltige Weise. Sein Motto »Qualität statt Quantität« hatte sich letztendlich durchgesetzt.

Seit ein paar Jahren war der Bauer, der drei erwachsene Kinder hatte, nun verwitwet. Seine Ehe mit der grazilen Moosbacher-Gerda war glücklich gewesen, ihr früher Tod für ihn ein herber Schlag. Vor gut einem Jahr hatte das einst stämmige Mannsbild, das nichts umzuhauen schien, einen Infarkt erlitten und musste seither kürzertreten. Die Zukunft des Schwalbenhofs wusste er aber trotzdem gesichert.

Christian, sein Sohn, hatte kürzlich die Landwirtschaftsschule mit Auszeichnung beendet und absolvierte nun noch ein freiwilliges Praktikum auf einem Mustergut im Allgäu. In absehbarer Zeit wollte Christian dann heimkommen, um den Schwalbenhof zu übernehmen. Bis dahin konnte der Bauer sich auf seinen Großknecht Max Färber verlassen. Er war eine pflichtbewusste Kraft, schon beinahe zehn Jahre auf dem Hof und kannte sich

überall aus. Ferdinand vertraute dem fleißigen Burschen, der fast schon zur Familie gehörte.

Seine ältere Tochter Erika hatte vor zwei Jahren ins Nachbardorf Abwinkl geheiratet. Die Jüngste, Leni, war ihm zum Glück noch erhalten geblieben. Das bildhübsche Madel mit den goldblonden Locken und den tiefblauen Augen war das Ebenbild seiner seligen Mutter. Lenis sanfte und liebe Art erinnerte Ferdinand zudem sehr an seine Gerda. Zwar war Leni verlobt und würde bald heiraten, aber sie zog dann nur nach »nebenan«, wie der Bauer das nannte.

Lenis Liebster war Lukas Scharnitzer, der Nachbarssohn. Der tüchtige Bursch war Jungbauer und würde den elterlichen Hof übernehmen. Leni freute sich schon sehr darauf, drüben wirtschaften zu können, denn sie verstand sich ausnehmend gut mit Maria Scharnitzer. Und Sepp, ihr zukünftiger Schwiegervater, hatte einen rechten Narren an dem Madel gefressen. Sah er als Vater zweier Söhne doch die Tochter in ihr, die er nicht hatte, nach der Heirat seines Älteren aber sozusagen geschenkt bekam.

An diesem sonnigen Septembermorgen werkelt Leni bereits fleißig in der Küche. Die schöne Hoftochter war eine geschickte Wirtschaftlerin. Sie hatte mit Leidenschaft die Hauswirtschaftsschule in Schliersee besucht und verstand sich besonders gut aufs Kochen und Backen. Gerne verwöhnte sie den Vater mit raffinierten Torten, die dieser über alles liebte.

Seit Ferdinand aber nicht mehr ganz gesund war, achtete Leni darauf, dass der Vater sich genau an die Vorgaben des Doktors hielt. Da war das sonst so sanfte Madel knallhart. Ernährung und die nötige Medizin mussten stimmen, damit der Vater sich wohlfühlte und keine Beschwerden mehr bekam. Ferdinand, der allzu gerne den lukullischen Genüssen frönte, litt ein wenig unter dieser kulinarischen »Kargheit«. Doch er beschwerte